Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von **R. Emde, Bremen,** und **D. M. Fischer, Berlin.**

41. Jahrgang.

1908 **Berlin-Bremen, den 18. März.** **Nr. 12**

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: „Mir nach!" spricht Christus, unser Held. Von A. König. — Luther als Künstler. I. Von W. Nithack-Stahn. — Der Heilige von Kialmasi. Von H. Freytag. — Das Ende. Von Saxo. — Vom Büchertisch. — Anzeigen.

„Mir nach!" spricht Christus, unser Held.

> Und Petrus nahm ihn zu sich, fuhr ihn an und sprach: Herr, schone dein selbst; das widerfahre dir nur nicht! — Aber er wandte sich um und sprach zu Petrus: Heb' dich, Satan, von mir! Du bist mir ärgerlich; denn du meinest nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist. Matth. 16, 22. 23.

Wie töricht, nur von einer Versuchungsgeschichte im Leben des Herrn zu reden, nein, wenn irgend ein Leben, so war das seine eine ganze Kette von Versuchungen. Aus Kapernaum wollten ihn einst seine Angehörigen, Mutter und Brüder, heimholen, weil sie glaubten, er wäre von Sinnen, und kein Verständnis hatten für seine hohe Lebensaufgabe; hier war es einer seiner Getreuen, der ihm das Vorwärts verleiden wollte, das ihn in Nacht und Tod, aber auch zur Vollendung und Krönung seines Lebenswerkes führen sollte. Das sind die schwersten Versuchungen, die aus dem Kreise der Angehörigen, der lieben Freunde kommen. Wie ist unser Fleisch und Blut geneigt, auf Freundesrat zu hören. Wie findet das „Schone dein selbst; das widerfahre dir nur nicht!" so leicht ein freundliches Echo in unserem Herzen. Wie leicht wird die Stimme der Ewigkeit, die Stimme Gottes, die Stimme des Gewissens betäubt durch all' das Stimmengewirr der Selbstsucht, durch all' das schmeichelnde Geflüster der Sinne, denen das Leben der Güter Größtes, und Leiden und Tod der Übel Größtes ist.

Wie oft ist schon der „Kategorische Imperativ", das göttliche „Du sollst!" untergegangen in dem Meer der menschlichen Wenn und Aber, in dem Aufruhr der Gefühle, von denen der natürliche Mensch beherrscht wird.

Herr, wer kann merken, wie oft er schon auf dieses „Schone dein selbst; das widerfahre dir nur nicht!" gehört, und die Pflicht der Neigung, das höhere Ich dem niederen, das Göttliche dem Menschlichen geopfert hat. Ja, wie vielen ist das: „Schone dein selbst!" höchster Lebensgrundsatz geworden, und sie lachen über die Schwärmer und Träumer, die törichten Idealisten, die sich zu ihrer Opportunitätspolitik noch nicht bekehrt haben. Sie haben längst aufgehört, den guten Kampf zu kämpfen, sie haben die Seele, das Gewissen, den kategorischen Imperativ, als lästige Störenfriede längst aus ihrem Lebensbetrieb entfernt. Die Maschine funktioniert seitdem viel besser, man kommt schneller vorwärts, seitdem man nicht mehr mit dem Göttlichen beschwert ist. Aber es wird doch immer Menschen geben, die dieses: Fahr' wohl! zu ihrer Seele, zu dem Göttlichen, das in ihnen lebt, nicht sprechen mögen, sondern dieses Los von Gott als eine Verarmung und Verkümmerung ihres Daseins empfinden würden. Ihnen ist nicht die sichtbare Erscheinungswelt, die mit ihrer Lust und ihrem Glanz, ihren Schmerzen und Leiden vergeht, sondern der unsichtbare ewige Gott und sein Reich, das nicht von dieser Welt ist, die wahre Wirklichkeit. In dieser Wirklichkeit heimisch, ein Stück dieser Wirklichkeit zu werden, ist das Ziel ihres Strebens. Und immer wieder wendet sich ihr Auge hin auf den, der diese Wirklichkeit uns offenbart, und sie auch in den schwersten Stunden des Lebens, in allen Versuchungen, da man ihn aus ihr entwurzeln wollte, behauptet hat.

„Heb' dich, Satan, von mir! Du bist mir ärgerlich; denn du meinest nicht was göttlich, sondern was menschlich ist." Wie fest stand Jesus doch in Gott, ein echter Mann Gottes, ein Getreuer des Gewissens, ein Vertreter der Ewigkeit, der sich nicht beugen und brechen läßt von dem Geist und Kindern der Zeit. Wie viel hing doch von dieser einen Stunde ab! Wer mag die Folgen ausdenken, wenn Jesus damals kein Aufrechter geblieben wäre, wenn das Menschliche über das Göttliche, die Bedenken und das Zagen des natürlichen Menschen den Sieg über das herbe Gebot des Gewissens davongetragen hätten! Um wie viel Segen und erlösende Gotteskraft wäre die Menschheit gebracht worden.

Ja, in ihm war das Göttliche stark, eine helle, lodernde Flamme, in uns ist es oft nur wie ein glimmender Docht, wie ein schwacher Funken, und manch einer hat soviel Welt, soviel Erde, soviel Schmutz in seine Seele geschaufelt, daß das Göttliche ganz erloschen, ganz gestorben ist. Das sind die großen und heiligen Stunden in einem Leben, die hehren „Augenblicke, wo man dem Weltgeist näher ist als sonst", wenn der Mensch, der Stimme Gottes folgend, siegreich über alle Ängstlichkeit und Bedenklichkeit, Feigheit und Bequemlichkeit hinwegschreitet, und das Gotteskind über das Weltkind, der Sohn des Himmels über den Sohn der Erde triumphiert. Am Vorabend des Tages, an dem Luther sein kühnes Bekenntnis ablegte auf dem Reichstag zu Worms, bereitete er sich in stiller Sternennacht auf seinen wichtigen Schritt vor: „Allmächtiger, ewiger Gott! Wie ist es nur ein Ding um die Welt! Wie läuft sie die gemeine Bahn und siehet nur an, was prächtig und gewaltig ist. Wenn ich meine Augen dahin wenden soll, so ist es mit mir aus, die Glocke ist schon gegossen und das Urteil gefällt. Ach Gott, du mein Gott, stehe mir bei. Du mußt es tun, du allein, ist es doch nicht meine, sondern deine Sache. Hörst du nicht, mein Gott, bist du tot? Nein,

du kannst nicht sterben, du verbirgst dich nur. Komm, komm, ich bin bereit, auch mein Leben zu lassen. Die Welt muß mich um mein Gewissen ungezwungen lassen, gerecht ist die Sache und dein, so will ich mich nicht von dir scheiden ewiglich!" Auch ihm hatten gute Freunde den Rat gegeben: „Schone dein selbst; das widerfahre dir nur nicht!", aber auch er hatte dieselbe Antwort, wie sein Herr und Meister in jener Stunde, da ein Petrus ihn versuchte. Es leuchtete in seiner Seele das Wort: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, die Seele aber nicht zu töten vermögen", und jenes andere, das von der inneren Hoheit des Menschen, von der unverletzlichen Majestät des Gewissens handelt: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele, oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse!" Wir wären vielleicht heute noch Knechte der römischen Kirche und säßen in der babylonischen Gefangenschaft der Menschensatzungen, und hätten vielleicht nie etwas gespürt von der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, wenn Luther einer von den Modernisten gewesen wäre, die sich von der Kirche ein: „Bis hierher und nicht weiter, hier sollen sich legen deine stolzen Wellen!" zurufen lassen. So aber hob die stolze Welle seines von Gott bewegten Gewissens ihn hoch empor über alle Menschen-, Schicksals- und Todesfurcht. Er warf den Helden in seiner Seele nicht weg. Er wollte lieber sterben, denn mit einem gebrochenen Gewissen leben und mit einer Lüge wider den heiligen Geist der Wahrheit in der Gottesferne sein Dasein weiter schleppen. Wir aber sagen, so oft wir an ihn denken, an ihn und sein tapferes Werk: „Gott sei Dank, der ihm den Sieg gegeben hat durch seinen Herrn Jesum Christum!" Gott bewahre auch unsere Seele, unser Gewissen vor Kanossagängen, daß wir uns nicht selbst erniedrigen und heilige Überzeugungen preisgeben um weltlicher Vorteile willen, daß wir nicht, um unser äußeres Dasein zu schonen, zu behüten, zu verbessern, uns innerlich entleeren, entheiligen, entgöttlichen lassen. Das allein hilft uns nichts, das Leiden des Herrn zu beseufzen, mit Tränen und rührseligen Empfindungen zu begleiten, an solcher Rührseligkeit war Jesus herzlich wenig gelegen, er fordert uns auf zur Tat, zur Nachfolge, daß wir die Schlacht des Lebens in seinem Sinn, in seinem Geiste schlagen, daß wir mit ihm kämpfen, um mit ihm zu siegen, daß es auch in unserem Leben immer mehr zur Wahrheit werde: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet". Gerade aus der Passionsgeschichte klingt der Mahn- und Weckruf an unsere Seelen: „Mir nach! spricht Christus, unser Held".

Pferdsdorf (Rhön). A. König.

Luther als Künstler.

I.

Ein großer Mensch ist wie ein ragender Berg, der von verschiedenen Seiten gesehen immer neue Gestalten zeigt. Trotz allen Lutherforschern, man hat diesen Mann meines Wissens noch niemals von dem Gesichtswinkel aus betrachtet, daß er ein Künstler war. Im einzelnen wohl, aber nicht im ganzen. Gibt etwa dieser Standpunkt nur ein einseitiges Bild von ihm? Sicherlich und natürlich. So ergeht es am Ende jedem, der diesen größten Germanen ansieht. Nimm ihn als religiösen Neuschöpfer, als Freiheitshelden; als Theologen, als Humanisten; als Weltverächter, als Weltfreudigen; als Mann von Erz, als Mann mit dem Kindesgemüt — niemals hast du ihn ganz. Es ist das Geheimnis der Persönlichkeit, daß sie sich unter keinen Begriff außer ihr fassen läßt.

Luther als Künstler — ist dieser Gesichtspunkt doch zu niedrig genommen? Verkleinert er ihn? Es kommt darauf an, wie man den Namen „Künstler" einschätzt. Ist es aber mehr eine Laune als ein sachliches Recht, wenn wir ihn einmal auch so betrachten? Versuchen wir den Beweis. Vielleicht, daß die fast beispiellose Herrschermacht dieses Mannes sich in etwas daraus erklärt, daß er ein Künstler war.

Freilich, er sah nicht so aus, wie man sich einen Künstler vorzustellen pflegt. Die gedrungene knochige Gestalt des jungen, die beleibte des älteren Luther; das unregelmäßige Gesicht mit den groben Zügen. Nehmt ihm die Kutte ab oder den Talar, und ein thüringischer Bauer steht vor euch. Diese derben Hände deuten nicht auf feines seelisches Tastgefühl. Er hat den gebietenden Blick der Willensnatur, nicht die innenwärts gekehrten Augen des Phantasiemenschen. Es ist wahr: wir haben leider kein wirkliches Bild von Luthers Erscheinung. Kein wahrer Künstler hat ihn uns gemalt. So philiströs wie auf Kranachs Bildnissen kann er nicht ausgesehen haben. Aber auch schwerlich so imposant, wie ihn Rietschel und andere mit Freiheit gestaltet haben. Wir dürfen wohl sagen: Luther hatte nicht das Schwungvolle des Künstlers an sich.

Er hat sich auch selber nie für einen Künstler gehalten. Hätte ihn jemand so benannt, er würde gelacht oder gezürnt haben. Gab er sich selbst einen Titel, so liebte er, sich „den Doktor" zu heißen; und zwar nicht im Sinne eines gelehrten Forschers, sondern um ein geistliches Lehramt zu bezeichnen, das ihm von Gott übertragen sei.

Er hat auch nie viel Wesens von der „Kunst" gemacht. In den mehr als sechzig Bänden seiner gesammelten Schriften kommt das Wort nur selten einmal vor. Und wenn er es gebraucht, meint er nicht immer das, was wir heute darunter verstehen. Er rechnet zu den „Künsten" auch „Polizeien, Juristerei, Arzenei", Theologie, Sprachkunde, also das, was wir „Wissenschaften" nennen; ja, auch die Uhrmacherei ist ihm eine „Kunst", ohne daß er diese vom Handwerk unterscheidet. Er folgt dem Sprachgebrauche seiner Zeit, der, wie noch heute der Volksmund, „Kunst" in sehr weitem Sinne verstand. Die Werke der schaffenden Phantasie nannte man damals „freie Künste".

Aber auch diesen hat Luther niemals zugestanden, daß sie an sich einen Wert hätten. Er wäre nicht ein Sohn des Mittelalters gewesen, wenn er nicht scharf geschieden hätte zwischen „weltlicher" und „geistlicher" Kunst; wenn ihm nicht diese von vornherein höher gestanden hätte. Zwar, wir wissen: das eben war Luthers Großtat, daß er die Schranken der weltabgesonderten Heiligkeit durchbrach, daß er das weltliche Leben heilig sprach: „Eine Müllersmagd, so sie den Sack vom Esel nimmt, erlanget mehr vor Gott, als alle Pfaffen, wenn sie Tag und Nacht sungen" . . . . . Und doch wissen wir: er hat die Folgerungen dieses großen Gedankens nicht überall gezogen, am wenigsten auf Gebieten, die ihm innerlich ferne lagen, wie auf dem der „weltlichen" Kunst. Wohl hat er in der Vorrede zu seinem ersten Gesangbuch den berühmten Satz geschrieben: „Ich bin nicht der Meinung, daß durchs Evangelium alle Künste sollten zu Boden geschlagen werden, wie etliche Obergeistliche vorgeben." Wohl warf er, als bei Tische von Homer die Rede war, das Wort hin: „Freie Künste, ob sie gleich von Heiden stammen, sind edle, köstliche Gaben. Aber," so fügte er hinzu, „nimmermehr wird uns daraus berichtet, was Sünde und Gerechtigkeit ist." Und wie viel ihm weltliche Dichter und Dichtung galten, verrät zur Genüge sein Ausspruch: „Ein Poet schreibt, was weder wahr, noch der Wahrheit gleich ist. Darum sagt Aristoteles, daß die Poeten viel lügen; denn wenn sie ein wenig Ursach haben, so machen sie ein Ding sehr groß und mutzen's hoch auf. Wie die guten Maler, die malen eine Person viel schöner, denn sie ist."

Wie wenig hat sich der große Mann im übrigen um die „guten Maler" gekümmert! Zwar Lukas Kranach

der Ältere war ihm ein Hausfreund, und Luther und Käthe haben vor seiner Staffelei gesessen. Aber doch wohl aus keinem tieferen Grunde, als sich heute ein Bürgersmann mit Weib und Kind vor die Kamera des Photographen setzt. Und Kranachs Auge war nicht einmal ein gutes Objektiv. — Ja, Luther hat einmal die Glocken läuten hören von „welschen Malern". Hatte doch Raffael eben die Augen geschlossen, und Michel Angelo schuf noch, und Tizian stand im Zenith seines Weltruhmes. „Geschickt und sinnreich sind diese welschen Maler," sagt Luther, „und ahmen die Natur meisterlich nach" — also ungefähr das, was jene großen Idealisten gerade nicht getan haben. Auch von den Herrlichkeiten der Niederländer ist ihm etwas zu Ohren gekommen. „Die Flandrer und Niederländer Maler sind auch verschmitzte, listige Köpfe," sagt er. Von dem Stolz der Deutschen, Albrecht Dürer, redet er nicht.

Gewiß, Luther war kein Puritaner. Von der völligen Kunstverachtung Calvins hat er sich frei gehalten. Gern rühmt man ihm nach, daß er sogar das Theater gewürdigt habe. Ja wohl, aber wie? Weltliche Schauspiele wurden damals nur in den Aulen der Gymnasien von Schülern gegeben, meist römische Sittenstücke in lateinischer Sprache. Man soll „um der Knaben in der Schule willen den Komödien nicht wehren", sagt Luther. Denn zum ersten dienen sie der Sprachbildung; zum anderen werden die Leute durch die dargestellten Personen unterrichtet, jeder „seines Amts und Standes ermahnet, wie in einem Spiegel". Darum sollen auch Christen „die Komödien nicht fliehen, weil etwa Zoten", d. h. derbe Späße, „darin vorkommen". „Die Römer haben damit zum Ehestand verlockt." Also aus erzieherischen Gründen will Luther solche Schauspiele gestatten. Von der Kunst ist nicht die Rede.

Auch über Halbkünste wie das Tanzen dachte Luther nicht pietistisch. „Weil Tanzen auch der Welt Brauch ist des jungen Volkes, das zur Ehe greift, so es auch züchtig geschieht, ist es nicht zu verdammen." Wohl klagt er über die Sünden bei öffentlichen Lustbarkeiten. Aber „die jungen Kinder tanzen ja ohne Sünde; das tue auch und werde ein Kind, so schadet dir der Tanz nicht".

Auch das ritterliche Spiel der Fechtkunst ließ Luther gelten. Gesunde Leibesübung bewahrt die Jugend vor üblen Gewohnheiten. Man beachte das „nicht", mit dem er alle diese Dinge zuläßt. Diese negative Stellung gegenüber der weltlichen Kunst, die damit für unschuldig erklärt und dem Christen nur eben erlaubt wird — dürfen wir sie Luther als geistige Unfreiheit anrechnen? Sind doch viele Protestanten bis zum heutigen Tage über diese Beurteilung der Kunst nicht hinausgekommen. . . . . Erklärlich ist, daß Luther auch eine geringe Meinung von den Künstlern hatte. „Der Weltmensch sieht in seinem Talent nicht Gottesgaben, sondern meint, daß er alles von sich habe", so tadelt er sie. Und wenn sich ein Volk durch „Pfeifen- und Geigenspiel" hervortut, so scheint ihm, die Leute „wollen Ruhm vor anderen haben".

Ein völlig anderes Urteil erwarten wir von Luther, sobald es um religiöse Kunst sich handelt, oder was damals gleichbedeutend war, um kirchliche. Hier, dünkt uns, war der Reformator auf seinem Lebensgebiet. Für solche Kunst mußte er vollkommene Schätzung, Verständnis, Liebe haben. — Zunächst, wie dachte er über die Künste, die sich am Kirchengebäude entfalten: Architektur, Malerei? Wie wertvoll wäre es für uns Heutigen, die wir um einen eigenen Typus protestantischen Kirchbaues und Kirchenschmuckes noch vergebens ringen, zu wissen, wie der große Reiniger und Erneuerer des Christentums sich sein Bethaus gedacht! „Ich wollt' ohne Zweifel nicht," so predigt er einmal, „daß du mir eine Kirche oder Thurn bauest oder Glocken gössest; ich wollte nicht, daß du mir eine Orgel mit vierzehn Registern

und zehn Fach Fleutenwerk machtest. Davon kann ich weder essen noch trinken, weder Weib noch Kind versorgen. . . . . Kein gutes Werk ist solche Stiftung." Nicht müde wird er, das „äußerliche Pompen" im römischen Gotteshaus zu schelten. Gern hält er dagegen, daß Christus auf der Heide, unter Bäumen gepredigt habe, und meint, auch eine Linde draußen sei ein Ort für wahren Gottesdienst. Wie aber das Bauwerk zu gestalten sei, das die Gemeinde doch einmal braucht, sich zu versammeln, das sagt er nicht. Er läßt die alten Kirchen stehen und in den Kirchen alles, was nicht dem Mißbrauch römischer Messe dient. — Merkwürdig ist auch, wie wenig Luther die kirchliche Gemeindefeier reformiert hat. Er hat den Gang der römischen Messe beibehalten, nur das Anstößigste ausgemerzt. Aber wieviele ließ er darin, was uns katholisch anmutet: den Gesang des Predigers vor dem Altar, den Zwang der altrömischen Bibellektionen. Sogar die Erhebung der Monstranz mit der Hostie ließ er in seinem deutschen Meßbuche stehen. Warum war er so viel konservativer, als die Schweizer Reformatoren? Ihn bewegte immer wieder die Rücksicht auf die Glaubensschwachen. War ihm doch der öffentliche Gottesdienst überhaupt nur ein pädagogisches Mittel, eine Schule, notwendig „um des jungen Volks und des armen Haufens willen". Im Grunde dachte er: „Je weniger Gottesdienst, je besser ist es." Daher seine Gleichgültigkeit gegen die liturgische Form. Auch in dieser Beziehung war er nicht schöpferisch, keine künstlerische Ader regte sich in ihm. — Selbst über die Heiligenbilder hielt er seine schützende Hand. „Es ist keine Sünde, Bilder haben." „Wenn das Anbeten hinweggetan wird, so kann man der Bilder gebrauchen, wie der Buchstaben, die uns derer Dinge erinnern und sie gleichsam vor Augen stellen." „Um der Unverständigen willen können christliche Historien ohne Sünde gemalet oder geschnitzet werden. . . Wollte Gott, „die Herren und Reichen würden die ganze Bibel in- und auswendig an den Häusern vor jedermanns Augen malen lassen zu des Volks Belehrung." Es sind Spiegelbilder, die verwerfen wir nicht . . . sonst dürften wir auch kein Bild auf der Münze haben . . . es sind Merkbilder . . . Warum wollte ich nicht ein gemalet Tuch ansehen, sehe ich doch wohl eine Sau, Kuh oder Hund an?" Nur, die als Götzenbilder aufgerichtet sind, davor man die Kniee beuget, „die reiße weg".

Um Luther zu verstehen, müssen wir bedenken, daß er hier gegen zwei Fronten zu kämpfen hatte: gegen die Magie der römischen Kirche mit ihren geweihten Stätten und zauberwirkenden Geräten; auf der anderen Seite gegen die Bilderstürmer, die sich auf ihn beriefen, wenn sie die Kunstwerke auf Fenstern und Altären zertrümmerten. So suchte er zwischen jener Vergötterung und dieser Verdammung kirchlicher Kunst eine rechte Mitte. Freilich, zu einer positiven Schätzung ist er auch hier nicht gelangt. Nur ein brauchbares Mittel zu nützlichem Zweck ist ihm Kirchenbau und -bildwerk. Eigentlich bedarf nur das unwissende Volk oder besser der Unmündige im Glauben der sinnlichen Kunst. Der reife Christ, der im Geist und in der Wahrheit anbetet, kann sie entbehren. Ein erhabener Standpunkt — und doch, so sagen wir, eine Verkennung der Kunst.

Einmal, in den Frühlingstagen der Reformation, hat Luther sich seinen Freund Kranach zum Bundesgenossen genommen: als er 1521 das „Passionale Christi und Antichristi" herausgab: sechsundzwanzig Holzschnitte, die in Bild und Gegenbild den leidenden Heiland und seinen prunkenden Statthalter in Rom verglichen. Hier Christus mit der Dornenkrone, dort der Papst mit der Tiara; hier Christus, der dem Petrus die Füße wäscht, dort der Nachfolger Petri, der sich die Füße küssen läßt, und so weiter. Gewiß hat Luther seine Freude gehabt an der schneidenden Satire des Künstlers und sie mit kräftigen Sprüchlein

unterschrieben. Aber auch hier war ihm der Stift des Zeichners nur Werkzeug zum Zwecke der Volksaufklärung.

Nun aber: Luther und die Musik! Dieser Kunst gegenüber, so vermuten wir, die ihn kennen, da ging ihm das Herz auf. So ist es in der Tat. „Der schönsten und herrlichsten Gottesgaben eine ist die Musika." „Musikam habe ich allezeit lieb gehabt . . . Ich gebe ihr nach der Theologie den nähesten Lokum und die höchste Ehre . . . Ich wollte mich meiner geringen Musika nicht um was Großes verzeihen." Augustinus „hat mit Unrecht die Musik für Sünde geachtet . . . wenn er jetziger Zeit lebte, so würde er's mit uns halten". Luther kann sich gar nicht genug tun, die Macht der Töne zu preisen: Allen Kreaturen ist sie gegeben. Wie wunderbar, daß die stumme, unsichtbare, tote Luft solche Laute hervorbringt! Und nun gar das allerschönste Instrument, die menschliche Stimme, erzeugt durch Kehle und Zunge, doch in jedem Menschen besonders klingend, mit der Sprache verbunden! Die heiligen Gottesmänner haben ihre Worte auf Flügel des Gesanges gelegt, der heilige Geist hat sich der Musik bedient. Und im Himmel wird's noch ganz anders singen und klingen! — Der Musik ist der Satan feind. Er ist ein trauriger Geist, darum flieht er vor ihr. Luther weiß das aus Erfahrung. Darum wollt ihr den Teufel vertreiben, „schlagt unserm Herrn Christus ein Lied auf dem Regal", greift frisch in die Saiten und singet drein!

Wundersam beruhigend ist die Musik, die bösen Affekte schlägt sie nieder und richtet die müde Seele auf. Ja, sie „ist eine halbe Disziplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmütiger, sittsamer und vernünftiger macht". Daher „müssen die Könige und großen Potentaten diese Kunst erhalten", „Sänger und Kantorei" besolden. „Man muß Musikam von Not wegen in Schulen behalten. Ein Schulmeister muß singen können, sonst sehe ich ihn nicht an. Man soll auch junge Gesellen nicht zum Predigtamt verordnen ohne Übung im Gesang." Wahrlich, man kann kein wärmerer Fürsprecher der Musik sein, als Luther war. Und doch, wir Heutigen vermissen an diesem Preise etwas. Es fehlt die Wertung der Kunst an und für sich. Immerhin bleibt sie ihm doch ein Mittel. Sie dient dem Glauben, sie dient der Besänftigung der Leidenschaften, sie dient der Volkserziehung, der Zucht und guten Sitte und verdient daher staatliche Förderung. Und zwar die religiöse Musik, die andere kommt kaum in Frage. Und selbst sein Gesangbuch glaubt Luther damit empfehlen zu müssen, daß er vorausschickt, solche Choräle seien ein Schutz gegen „Buhllieder und „fleischliche Gesänge". Seltsam steht Luther dieser Rationalismus an — in den Dingen der Kunst.

Das läßt schon ahnen, wie er über die geistliche Dichtkunst dachte. Auch hier verstehen wir Luther nur, wenn wir den Kampf bedenken, den er zu führen hatte. Er wollte der Dolmetscher des Evangeliums an sein Volk sein. Darum war ihm das Wort das vornehmste Werkzeug des Geistes, sein Wehr' und Waffen, das Medium der Wahrheit. Das Wort muß am Ende alles tun. Vor allem das Wort Gottes, die Bibel. Die muß also verdeutscht werden, damit jedermann die Wahrheit erkenne. — Luther hat das Übersetzen für eine schwere und hohe Kunst gehalten. Er sah sich auch hier zwei Mißbräuchen gegenüber, die er scharf befehdete. Auf der einen Seite die „heimlichen Deutungen", wonach man in das Bibelwort einen angeblich tieferen Sinn hineinlegte, es allegorisch nahm und so herauslas, was man wollte, wie die Römer taten. Auf der anderen Seite, was die Humanisten liebten, die als Vermenschlichung Gottes verwarfen, daß man in Bildern von ihm rede, ihm Hand und Mund und Gewand zuschreibe, wie doch die Propheten tun. Luther hält auch hier die Mitte zwischen Willkür und Vernünftelei.

Wer in die Bibel allegorisch hineingeheimnißt, der lese lieber der Poëten Fabeln dafür. Grammatika muß der Übersetzer vor allem lernen. Und „der historische Verstand lehrt allein etwas Gründliches und Wahrhaftiges". Nicht zweideutig seien die Worte, kein Proteus ist die Sprache. „Einfältige, dürre Worte" gilt es zu übertragen. „Die natürliche Sprache ist Frau Kaiserin."

Dagegen, wenn Jesaia den Herrn thronen sieht in seinem Palaste in wallendem Gewand, so „gefallen solche Figuren dem heiligen Geiste wohl"; in solchen Bildern „ergreifen" wir Gott. So kämpft Luther hier, ein Vorläufer Herders, für die poetische Schönheit der Bibel, für die Wahrheit der Phantasie.

Im allgemeinen ist er recht unzufrieden mit der Schriftstellerei seiner Zeit. Wieviel „Kunst, Fleiß, Vernunft, Verstand zu einem guten Dolmetscher gehört, davon wissen die meisten weniger, denn des Müllers Tier". Dabei sind sie aufgeblasen, „kitzeln sich mit ihren eigenen Büchlein; kritisieren die anderen, wiewohl doch Schriften zu beurteilen leichter ist, als gute Dinge schreiben. Zu jenem sind auch Narren, zu diesem kaum Sokrates genug geschickt".

Dagegen ermahnt Luther die Buchdrucker, daß sie „gute Lieder fleißig drucken und mit allerlei Zierde den Leuten angenehm machen". Er selbst hat sein Gesangbuch „sehr lustig zugericht". W. Nithack-Stahn.

Der Heilige von Kialmasi.

Eine Missionsnovelle.

Von der begabten Schriftstellerin Frieda von Bülow, in Pfarrhäusern, namentlich solchen Thüringens, besonders bekannt geworden durch ihren größeren, die „sozialen" Verhältnisse der Rhön schildernden Roman, ist vor fast einem halben Menschenalter auch ein Bändchen deutsch-ostafrikanischer Novellen erschienen. Es wäre schade, wenn das Büchlein in Vergessenheit geriete, sei es auch nur um der ersten Erzählung willen, die sich Der Heilige von Kialmasi betitelt. Man könnte diese Erzählung auch schlechterdings als eine Missionsnovelle bezeichnen, und ich meine geradezu, es sei mit derselben dem in der weiten Öffentlichkeit vielangefochtenen Werke der Mission ein guter Dienst geleistet. Denn wenn es uns auch sonst keineswegs an Missions-Erzählungen gebricht, so bewegen sich doch diese meist in der Form des Traktates, die nun eben nicht nach jedermanns Geschmack ist — man merkt die Absicht, und wird verstimmt: das schreckt viele von solcher Lektüre zurück —, hier aber wird uns ein fein angelegtes und wohldurchdachtes Kunstwerk geboten, welches an sich schon einen ästhetischen Genuß gewährt, worüber hinaus es allerdings auch seine ganz bestimmte Tendenz verfolgt. Um nicht mißverstanden zu werden, ich persönlich habe durchaus nichts gegen die Form des Traktates, er ist auch unstreitig ein beliebter Bedarfsartikel für die, wenn ich einmal so mit aller Achtung sagen darf, für die breite Masse der Missionsfreunde. Der kleine Mann, er lobt sich solch' ein abgerundetes Stimmungsbild, solch' ein kurz erbauliches Geschichtchen, es ist ihm faßlich, und er fühlt sich davon angefaßt. Daß es manchmal zu weichlich und zu süßlich darin zugeht, dafür hat er nicht die Empfindung. Ja, wir wollen ihn schätzen, den kleinen Mann mit seiner Wärme der Begeisterung für die große Missionssache, und uns nicht stoßen an das pietistische Gepräge, das ihm häufig anhaftet; wir wollen sie achten, die schlichte Missionsfreundin, die gar manchmal ein wirkliches Opfer bringt mit dem Scherflein, das sie sich in ihrer einfältigen Jesusliebe abringt. War nicht früher einmal in diesem Blatt

eine Klage über die großen Leute, über die Großkaufleute in Bremen und anderswo, die doch ein Interesse nehmen sollten an dem missionarischen Weltwerk, und deren viele sich mit der mechanischen Entrichtung ihres Jahresbeitrages für den Allg. Ev.-Prot. Missionsverein genügen lassen, weiter will ihre Liebe durchaus nicht reichen. Solchen fernerstehenden Leuten ist recht schwer nahe zu kommen, vielleicht aber dürfte Frieda von Bülow in ihrem löblichen Buche auf dem Wege sein, der zu ihnen führt. Solche fernerstehenden Menschen wollen auf besondere Art interessiert werden, Interessantes aber bietet in der Tat die Bülowsche Novelle, vielleicht ist es dabei nur zweckmäßig, daß sie sich nicht von vornherein als Missionsnovelle ankündigt, und vielleicht hat sie bereits seit ihrem Erscheinen nach Art guter Bücher stillen Segen um sich gebreitet, dem wir weiteres Wachstum wünschen.

Was gefällt uns nun so an der Novelle? Da ist schon die gefällige, ansprechende und anschauliche Art zu nennen, mit der wir in das fremde Land versetzt werden. Mit trefflicheren Pinselstrichen entwirft uns die Verfasserin ein farbensattes Gemälde jener tropischen Gegend, über der die deutsche Flagge gehißt ist. Wie sie für ihren Rhönroman wochenlang an Ort und Stelle Studien gemacht hat, so merkt man es auch hier auf Schritt und Tritt, daß sich ihr der dunkle Erdteil durch eigene Anschauung und scharfe Beobachtung gelichtet hat. Lichtvolle Bilder treten vor unser Auge. Meer und Himmel werden uns mit den lebendigsten Farben vorgemalt. Im Kanu fahren wir der Küste entlang. Hinter verstreuten Negerhütten sehen wir durch Bäume und Strauchwerk das Steinhaus der „Station", einen alten Portugiesenbau. Wir sind verwundert, wie primitiv es eingerichtet ist, und bedauern die wirtschaftliche Vernachlässigung, in der sich die freilich ziemlich abgelegene Station befindet. Wir durchschreiten die noch zur deutschen Besitzung gehörige Waldung und haben jetzt ein Negerdorf vor uns, dessen malerische Hütten vereinzelt in einem mit saftgrünen Bananen bepflanzten Palmenhain stehen. Auf einer Wiese weidet eine starke Büffelherde. In der Nähe der Hütten liegen gut gehaltene, mit Ananasstauden eingefaßte Reis- und Maniokfelder, zwischen welchen das gelbgrüne glänzende Laubwerk und die goldenen Früchte der Orangenbäume schimmern. Diese blühenden Anlagen gehören zur evangelischen Missionsniederlassung. Es wird Abend; mit unseren raschen Schritten verscheuchen wir die Hyänen, die in der Dunkelheit mit ihrem häßlichen Lachen um die Menschenwohnungen herumstreichen; um den Kopf schwirren große Fledermäuse, die uns mit den ungeschickten Fittichen zuweilen stoßen. Die wilden Hunde heulen kläglich hinter dem Dorfe, und vom Walde erschallt von Zeit zu Zeit das gellende Geschrei eines Nachtaffen. Dann kommt der Mond herauf und spiegelt sich im Wasser, eine Straße von weißem Licht über die Wellen spannend. Fernher über den Hafen erdröhnt gleichmäßig dumpfer Trommelwirbel, man feiert mit Gesang und Tanz die Geburt eines Kindes. Und es wird Morgen, alles atmet Frische und frohes, kräftiges Leben. Hunderte von Bienen umsummen die Mangobäume, deren Blüten die mächtigen Laubmassen wie mit einem Netz von Goldfiligran überspannen und einen süßen Duft, ähnlich dem der Lindenblüte, verbreiten. Auf der Wiese, auf der die Büffelkühe weiden, liegt noch der Nachttau, und die Waldung umschleiert bläulicher Duft. Und es wird aus Abend und Morgen ein neuer Tag, und jeder Tag, den wir unter so kundiger Führung in unserer Kolonie verbringen, bringt uns etwas Neues, sei es daß wir in ein Schauri, in eine Ratsversammlung der Eingeborenen versetzt werden, sei es, daß wir mit erleben, wie das Fieber den

deutschen Pionier beschleicht, wie aber doch seine gesunde Natur siegt, und wie sich unter seinen schaffenden Händen die Wildnis lichtet: „um das Steinhaus her wuchs und blühte alles, Knospen schwollen, saftige Schafte reckten sich und tausend Blüten durchdufteten die weiche, feuchte Luft."

Wer sich unserer Kolonien freut, und das tut doch die Mehrzahl unseres Volkes trotz der ablehnenden Haltung gewisser Reichsboten in Sachen des Kolonialamtes und der südafrikanischen Eisenbahn, der wird auch seine Freude haben an den bunten Lichtbildern — die, obschon es ihnen nicht an Schatten fehlt, doch Lichtbilder bleiben —, wie sie uns hier entworfen werden, und wird der deutschen Edelfrau dafür dankbar sein als für ein patriotisches Werk.

Von diesem geographischen und ethnographischen Hintergrund heben sich nun die scharf umrissenen Figuren der beiden Hauptpersonen ab, des Kolonialleutnants Witmann und des Missionars Forstner. Als Medium steht zwischen ihnen die liebliche Gestalt der jugendlichen Missionarsgattin, die sich an ihren Mann wie eine zarte Rebe an den stützenden Stab schmiegt und doch auch wieder stark und selbständig genug ist, der schwarzen Bevölkerung, zumal Kranken und Kindern, eine unermüdliche Nothelferin zu sein. Daß wir es kurz erwähnen: es entspinnt sich ein Liebesdrama. Wir sehen die Holde umloht von dem versengenden Odem des in leidenschaftlicher Liebe zu ihr entbrannten Offiziers. Ein egoistisches Mitleid läßt ihn glauben, daß sie bei ihrem ernsten Gatten nicht die Liebe genießt, deren sie wert. Es reizt ihn, die Reine, fast mädchenhaft Verschämte, für sich zu gewinnen. Wirklich kommt es zu einer flüchtigen Liebkosung. Alsbald aber besinnt sich die junge Frau auf sich selbst: „Jesus, mein Heiland! Was habe ich getan!" Wie eine Blume, von der der Blütenstaub abgewischt ist, welkt sie nun dahin. Auf einem ihrer Samaritergänge zieht sie sich ein tödliches Fieber zu. Sterbend beichtet sie ihrem Manne mit rührender Reue und erlangt seine Verzeihung. Als sie dahingegangen, trifft Witmanns schwarzer Diener, während sein Herr vor Bewegung keines Wortes fähig ist, das rechte Wort, wenn er sagt: „Es ist, als wenn die Sonne untergegangen wäre." Auch die mohammedanischen Einwohner des Dorfes trauern um die Verblichene; um sie zu ehren, schießen sie über dem Grabhügel ihre Gewehre ab. —

Die Novelle klingt versöhnlich aus. Bezeichnend für den Ton, auf welchen sie gestimmt ist, ist die christliche Großmut, mit welcher der verwitwete Gottesdiener dem unbesonnenen Störenfried seines Eheglücks vergibt; und dieser hinwiederum zeigt Proben seines inwendigen besseren Menschen, als er sich um das von der Tücke eines eingeborenen Zauberers bedrohte Leben des Missionars edelmütig sorgt und erfolgreich bemüht. Indem sich beide die Hände reichen, hören wir Forstner sagen, womit die Erzählung endet: „Lassen Sie uns in der Tat das werden, was wir nach Gottes Willen einander sein sollen, wahre Freunde und getreue Nachbarn." Ich meine, das läßt sich hören, und doppelt erfreulich ist es, wenn ein solch' verständiger Appell auf dem Boden der profanen Literatur erhoben wird: der weltliche und geistliche Bahnbrecher Hand in Hand, in schöner Eigentümlichkeit einander ergänzend und fördernd bei ihrer gemeinsamen Kulturaufgabe. Früher wäre so etwas unerhört gewesen; wo hätte jemals ein sonst so freundlich plaudernder, gemütlich anregender Schriftsteller wie der einst vielgelesene Friedrich Gerstäcker in seinen exotischen Romanen einen Missionar in den Vordergrund des Interesses gestellt? Wo er aber Vertreter der Mission hineinspielen läßt, sind sie meist ziemlich ins Karrikaturenhafte verzeichnet. Wir können es daher nur freudig

begrüßen, wenn uns in der Bülowschen Novelle das genaue Gegenteil begegnet. Eine Schilderung des Titelhelden nach seinen Hauptzügen hin wird das alsbald noch deutlicher ergeben.

Gewiß hat unsere Novellistin auch den Gegenspieler mit sympathischen Zügen ausgestattet. Wir empfangen von Witmann den Eindruck eines frischen und schneidigen Offiziers; ein bißchen leichtfertig, aber doch tatkräftig, wo es gilt; zum Spotte geneigt und doch nicht ohne Ernst; überhaupt in immer angenehmerer Entwicklung begriffen: erst zu unstet und überstürzend, zuletzt ausdauernd und beharrlich; erst schroff und kollernd, die Nilpferdpeitsche kommt mit in Anwendung, dann abgeklärter und gemäßigter bis zu einem Grade, der die Schwarzen zu dem Bekenntnis veranlaßt: „Er ist ein guter Herr geworden". Die Palme wird dennoch seinem geistlichen Partner überreicht. Kein anderer als Witmann selbst tut es: „Forstner, wenn ich jemals einen guten Menschen gesehen habe, so sind Sie es". Der protestantische Missionar wird uns fraglos als eine Idealgestalt dargestellt. Schon äußerlich: ein junger schlanker Mensch mit schöngeformten Händen, die doch imstande sind, das zweischaufelige Ruder eines Kanus mit tadelloser Sicherheit zu regieren. Beinahe schwärmerisch (man merkt hier die weibliche Feder), wie stilisiert, wird uns sein Kopf beschrieben: Die Züge von reinstem Schnitt hätte jeder Künstler zum Modell eines Antinouskopfes nehmen können. Ein strenger Zug lag in den feinen Linien des bartlosen Untergesichts, während die tiefen dunklen Augen überströmende Menschenliebe auszustrahlen schienen. „Niemals, weder bei einem Manne noch bei einer Frau, hatte Witmann so schöne Augen gesehen." Und wie er die Ruderstange handhabte, mit denselben milden und doch festen Händen regierte er die eingeborene Bevölkerung. Mit neidischer Bewunderung sagt man es ihm nach, daß die Leute alle in seiner Hand wären, daß die Schwarzen, die sonst ungern Raison annehmen, absolut tun, was er will. „Wenn man etwas von der Bande erreichen will, tut man am besten, sich an den Padiri, an den Heiligen, zu wenden." Gleichwohl ist er selbst für seine Person frei von Herrschaftsgelüsten: dem Staubgeborenen, dahin geht seine Meinung, ziemt nichts so sehr als Demut und Gehorsam. Das Ich muß auf die ihm zukommende Stelle einer abhängigen Kreatur zurückgewiesen werden, die ihre von ihrem Schöpfer herrührende Kraft lediglich dazu anzuwenden hat, diesem in Gehorsam zu dienen. In diesen Zusammenhang hinein gehört auch, daß nicht eine Kulturmission oder ein nationales Interesse für ihn bestimmend sind; so gewiß es ihn befriedigt, gerade auf deutsch-kolonialem Boden zu wirken, so würde er doch sein Amt in einer fremden Interessensphäre mit gleicher Liebe ausüben, als gehorsamer Sendbote dessen, der da gewollt hat, daß allen Menschen geholfen werde. Dieser Glaubensgehorsam, diese Hingabe an seinen von Gott verordneten Beruf, sie verleihen ihm auch seine Erfolge. Eine Fülle von ermahnendem Ernst und Liebe wird seiner Predigt nachgerühmt. Als man aber auf ihn hinzeigt: „steht er nicht wie ein Fürst unter seinen Leuten?", wehrt seine Gattin ganz in seinem Sinne bescheiden ab: „er ist nicht wie ein Fürst; er scheut keine Arbeit und bedient den Geringsten, wenn die Umstände es mit sich bringen". Selbst am Sonntag nach dem Gottesdienst läßt er sich keine Ruhe, er hält kurze Andachten in den Häusern solcher, die nicht in die Kirche kommen können. Er steht Rede und Antwort jedem, der seinen Rat nachsucht. Obendrein durchwacht er in zwei Nächten, vor und nach Sonntag, lange, bange Stunden am Lager des vom Fieber befallenen Offiziers, während er sich bei anderer Gelegenheit durchaus nicht scheut, demselben scharf ins Gewissen zu reden. Witmann hatte nämlich anläßlich einer Ehebruchsgeschichte mit komischem Behagen ein unblutiges Duell zwischen den beiden schwarzen Rivalen inszeniert. Forstner protestiert nachträglich aufs entschiedenste gegen diese sittlich verwirrende Art, ernste Dinge spielend zu behandeln, die eines evangelischen Deutschen im Ausland durchaus unwürdig sei. „Wie dürfen wir hoffen, deutsche Sitte hier einzubürgern, wenn wir mit dem Scherz treiben, was die Grundlage deutscher Kraft und Einheit bildet." Wie es ihm tatsächlich gelingt, den Frieden in der gefährdeten Ehe wieder herzustellen, so verläuft auch seine Unterredung mit dem Leutnant nicht ohne Eindruck auf diesen, den er gar treffend an das Goethewort erinnert: Wer andre wohlzuleiten strebt, muß fähig sein, viel zu entbehren. — Anders als der liberale Pastor, der vis-a-vis seinem positiven Kollegen zu den ständigen Figuren des modernen Romans gehört, ist der liberale Missionar, diese erst in so wenig Exemplaren bisher zutage getretene Spezies, eben deshalb noch nicht typisch und darum auch noch nicht literaturfähig geworden. Der offizielle Missionarstypus ist der orthodoxe. Auch Forstner (in einer ostfriesischen Landpfarre aufgewachsen) ist orthodox. Aber das sollen wir auch hier gewahren: ob strenggläubig oder weitherzig und freigerichtet: pectus facit theologum*); darum handelt es sich, daß, wer als ein Hirt andere weiden und leiten soll, das Herz auf dem rechten Fleck habe. Und so schließen wir denn dieses Charakterbild mit dem Witmannschen Bekenntnis, in welchem sich bei deutlich betonter Verschiedenheit des Standpunktes all' die herzliche Wertschätzung noch einmal kurz zusammenfaßt, die sich eine missionarische Persönlichkeit von der inneren Würde Forstners zu erwerben vermag: „Geben Sie mich nicht ganz auf; ich bin im allgemeinen wenig geneigt, mir Vorschriften in Angelegenheiten der Moral machen zu lassen, und würde wenig Menschen das Recht zuerkennen. Aber Sie, Herr Forstner, können sagen, was Sie wollen. Sie sind durch und durch wahr trotz Ihres Festhaltens an der Form, und Ihr warmes lebendiges Gefühl hält den starren Glauben, der mich allein abstoßen würde, in den Schranken der Menschlichkeit."

Während die zweite, etwas breiter angelegte Novelle, ohne der Mission ausdrücklich zu gedenken, die harte Wahrheit illustriert, die doch auch für die missionarische Tätigkeit gilt: In Afrika muß man lange warten können, wird in der dritten, flott geschriebenen Erzählung, in der sich ein deutscher Offizier eines aus Aberglauben dem Tode preisgegebenen Negerkindes erbarmt und es auf der nächsten katholischen Missionsstation unterbringt, auch diesem Missionsbetriebe gerechte Anerkennung gezollt. Schwer erkrankt findet jener Offizier selbst später Unterkunft in dem katholischen Spital. Zwar wird er wiederhergestellt, aber das Vertrauen zu sich und zu Gott ist ihm geschwunden. Da gelingt es einem Pater, den Irregewordenen wieder auf den rechten Weg zu führen: „Die Liebe," versichert er ihm, „die Sie in die Herzen dieses armen vernachlässigten Volkes gepflanzt haben, wird Ihnen und den Ihrigen Segen bringen." Daß auch auf der anderen Seite Gutes gesucht und gefunden wird, braucht uns noch nicht eifersüchtig zu machen; die Novelle will nicht eben katholisieren. Das Schwergewicht aber legen wir naturgemäß auf die ausführlicher besprochene erste Novelle; dieses Kabinettsstück der Erzählungskunst, wir sagen getrost: auch der Missionsliteratur, etwaiger Vergessenheit entrissen und zu weiterem Bekanntwerden empfohlen zu haben, war der Zweck dieser Zeilen.

Apolda. H. Freytag.

*) Das Herz macht den Theologen.

Das Ende.

Es ist also geschehen. Eines Nachmittags hat man ihn mit durchschnittener Halsschlagader entseelt in seiner Gefängniszelle gefunden. Ihn, den Hauptmann von Goeben, den unglückseligen Helden der Allensteiner Tragödie.

Sein Geschlecht ist mir nicht unbekannt; flüchtig sind wir uns im Leben begegnet; seine Jugendgenossen sind zum Teil mit mir befreundet; dieselbe Schule hat uns — wenn auch zu verschiedenen Zeiten — beherbergt. In den Goebens muß ein Tropfen fremden Blutes fließen. Sie haben alle etwas Fremdartiges in sich; bisweilen eine Unrast, bei der man nicht weiß, wie sie zu erklären ist. Auch der Sieger von St. Quentin, des Hauptmanns Onkel, soll so gewesen sein. In jungen Jahren packt sie Wander- und Tatenlust, ohne Rücksicht auf die geordneten Verhältnisse, in denen sie leben. So ist der Allensteiner vor Jahren davon gegangen und hat an den Wachtfeuern der Buren gelegen; und ist dann wegmüde aus Südafrika wiedergekommen, wie einst sein Onkel aus Spanien. Das sind die Leute, bei denen man heutzutage gern von erblicher Belastung spricht, Menschen, die bei normalen Anlagen Absonderlichkeiten begehen; Menschen, die sich nicht restlos in die übliche Gesittung fügen können. Menschen, die das Zeug haben zu großen Taten, die aber stets in Gefahr sind, an irgend einer Klippe zu scheitern. Die großen Taten ist der Hauptmann uns schuldig geblieben; dagegen ist er in Allenstein gescheitert.

Als ich vor einigen Tagen die Nachricht von seinem Tode las, kam mir ein Gefühl der Erleichterung. „Gott sei Dank, nun braucht doch dieser Schmutz aus der kleinen Garnison nicht breitgetreten zu werden!" Nicht, als ob wir für solche Verfehlungen eine Verhandlung hinter verschlossenen Türen wünschten. In der Öffentlichkeit liegt sogar eine heilsame Mahnung und Warnung für alle, die zu Exzessen neigen. Aber wenn's sich gerade so trifft, ist's uns ganz recht, wenn die Presse, die unparteiische und die parteiische, mit dem Nachdruck jeder Einzelheit verschont bleibt. Der Leser wird das nachfühlen, was man patriotischen Kummer nennen möchte. Den hat uns Goeben durch seine letzte Tat zum großen Teil erspart, und insofern wird ihm mancher Dank wissen, wenn dieses Ende auch verschieden beurteilt werden kann.

Aber soll das allein das Ende sein? Sollte man nicht ernster darüber nachsinnen, wie solchen Vorfällen überhaupt ein Ende zu machen sei? Man pflegt unseren Offiziersstand in allen Tönen zu preisen. Man pflegt darauf hinzuweisen, wie scharf die Auswahl zu diesem Berufe geübt werde, wie man dann immer durch Entlassungen und Verabschiedungen den Stand rein zu erhalten suche. Es scheint, als ob die bisherigen Mittel nicht genügt haben. Lange Zeit sind in der Garnison schon Gerüchte umgegangen. Aber da heißt es dann stets: Gerüchte dürfen keinen Anlaß zum Einschreiten geben. Das würde die unerträglichsten Folgen nach sich ziehen. So muß man fast stets warten bis zur Katastrophe, und die soll doch eben vermieden werden! Hier liegt ein Problem mit einer Reihe von Aufgaben vor. Denn die Hauptsache bleibt doch, daß solche Katastrophen im nationalen und sittlichen Interesse vermieden werden, daß die Korrektur einsetzen kann, ehe es zum Ärgsten gekommen ist.

Vielleicht läßt sich ein Ausweg andeuten. Unsere Militär-Seelsorge, wenn sie richtig aufgefaßt wird, muß da ein Wort mitreden. Die Militärpfarrer sollen nicht nur eine Autorität und Berater für die „Mannschaft" sein — so werden sie zumeist angesehen —, sondern rechtzeitige Warner für die Offiziere. Gewiß, es gehört reife Erfahrung und viel Takt dazu. Aber um des Vaterlandes und seiner Söhne willen muß hier Wandel geschafft werden. Ein Mann, dessen Diskretion unbedingt und über jeden Zweifel erhaben ist, muß es wagen dürfen, mit seelsorgerlicher Rücksprache einzugreifen, so lange es noch Zeit ist. Es mag sein, daß dabei Fehler vorkommen, wie bei allen menschlichen Unternehmungen. Aber die rechtzeitig Gewarnten werden's dem Seelsorger doch Dank wissen, wenn er einen Weg geht, den kein Vorgesetzter gehen kann. Dann nimmt mancher „Fall" ein anderes Ende.

Saxo.

Vom Büchertisch.

Sidsel Langröckchen von Hans Aanrud. Leipzig, Georg Merseburger, 1907. 2,25 und 3 Mark.

Schlicht, tief und rein. Das unscheinbare Leben eines früh verwaisten Hirtenmädchens im norwegischen Hochgebirge bis zur Konfirmation, etwa im 16. Lebensjahre, da es das höchste Ziel seines Strebens erreicht, Sennerin zu sein. In den Beziehungen zum Bruder, zu anderen Hirtenbuben, zu ihrer „Frau", ebenso wie in der Schilderung jener Personen, sonderlich dann im Auftreten der Erinnerung an die Mutter und das armselige Elternhaus ist viel reicher Inhalt echten Innenlebens, und die sinnige Einbeziehung von Tierleben und Landschaft in dieses Menschenleben ist sehr ansprechend. Der Verlag sendet das Büchlein als Konfirmationsgabe aus; mit Recht. Man kann mit dem Psalmsänger sagen, was hier geboten wird, ist „besser als Gold und viel feines Gold und süßer als Honig und Honigseim".

Seneca Sentenzen. Ausgewählt und ins Deutsche übertragen von Karl Preisendanz. Eugen Diederichs, Jena. 1908. 5 und 6 M.

Wo hierarchisches Kirchentum und dogmatische Enge das Christentum zum unbedingten Solitär stempelt, um den herum nur noch unechte Steine im menschlichen Geistesleben sich finden könnten, kommt man in Verlegenheit gegenüber mancher hohen und feinen sittlichen Erscheinung, wie sie gerade in den Zeiten des Niederganges noch aus der griechisch-römischen Kultur aufleuchten. So hat man sich bemüht, den Seneca womöglich zum Schüler des Apostel Paulus zu machen. Solcher törichten Einseitigkeit antwortet dann die entgegengesetzte, die gern das eigentlich Wertvolle des Christentums in lauter Erbschaft aus dem Heidentum sehen möchte. Der Herausgeber huldigt dieser Einseitigkeit nicht, und sollte er doch das evangelische Ideal vielleicht etwas in den Schatten geraten lassen gegenüber der Leuchte seines stoischen Sentenzen-Philosophen, so kann uns das nicht hindern, mit ihm uns des Reichtums an Ethik zu freuen, den diese Sentenzen enthalten, die ja auch er nicht zum unbedingten Ideal erheben will. Jeder, zumal aber der, der wirklich ein sittliches Ideal hat, kann sich aus diesem Schatze bereichern. So freuen wir uns dieser Gabe.

M. F.

Das Labyrinth der Welt und das Paradies des Herzens von Johann Amos Comenius. Aus dem Tschechischen übertragen, mit Anmerkungen und einer literarhistorischen Einleitung versehen und im Auftrage der Comenius-Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von Jdenko Bandnik-Prag. Eugen Diederichs, Jena. 1908. 6 u. 8 M.

Wie dankenswert es ist, daß Comenius unserer Zeit so zugänglich gemacht wird, haben wir schon bei Gelegenheit früherer Anzeigen gesagt. Wir haben hier den Mann der evangelisch-religiösen Vertiefung und der pädagogischen Weitung des Geistes in selbstbiographischer Darlegung seines Lebensideals auf dem Hintergrunde der Schilderung seiner Zeit aus Selbsterlebtem. Nach der literarischen Sitte der Zeit und im Anschluß an Vorgänger, wie z. B. Valentin Andreä, trägt die Schrift allegorisches Gewand und ist stark satirisch gehalten. Nach der traurigen Zeitlage — es ist die Zeit des dreißigjährigen Krieges — sowie nach der Grundstimmung des Verfassers, des Bischofs der mährischen Brüder, ist die Beurteilung der Welt pessimistisch, die religiöse Richtung ganz jenseitig. Tritt dadurch die Innigkeit und Reinheit dieser um so ergreifender hervor, so hindert jenes nicht eine vorzügliche „Spiegelung zeitgenössischer und lokaler Verhältnisse", wie wir denn nach dem eigenen Worte des Verfassers in der Tat keine eigentliche Dichtung, sondern eine Art Selbstbiographie an der Schrift haben. Sogenannte „Lektüre" ist's freilich nicht, es muß mit Ernst und Sinnigkeit gelesen werden.

M. F.

In Raucherkreisen hört man oft die Klage über Übelkeit nach dem Genusse einer Pfeife Tabak. Es ist dies darauf zurückzuführen, daß die meisten Pfeifen zu eng gebohrt sind und der Dampf dann nadelförmig auf die Zunge kommt, daher das stechende und beißende Gefühl. Bei den Fabrikaten der **Pfeifenfabrik Otto Henze** in **Hann. Münden** ist dieser Übelstand vollständig gehoben und empfehlen wir den Rauchern den dieser Nummer beiliegenden Prospekt zur gefälligen Beachtung.

Silber-Waren-Fabrik
Arn. Künne
ALTENA i. W.

Kirchengeräte

grösstbekannte Modellsammlung. Arbeit nach Entwürfen. **Einzelkelche** in Silber ab 5 M. Ganzsilberne **Abendmahlskelche** ab 75 M. Tausende Anerkennungen. **Festgaben** in Silber u. Metall.

MANNBORG,

Erste Harmonium-Fabrik nach Saugwindsystem in Deutschland.

Harmoniums

in höchster Vollendung von den kleinsten bis zu den kostbarsten Werken. Höchste Auszeichnungen.

Fabrik: Leipzig-Lindenau, Angerstrasse 38.

Die einzig richtige, in Anlage und Betrieb billigste

Kirchenheizung

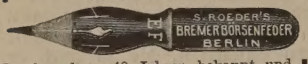
ist die verbesserte Luftheizung. Aus einem rein metallischen System bestehend, daher keine Austrocknung der Luft, kein Staub, keine Gerüche wie bei anderen Systemen.

Rasches Anheizen, ununterbrochene Zuführung reiner, erwärmter und befeuchteter Aussenluft.

Prospekt, Kostenanschlag u. Auskunft bereitwilligst und umsonst.

Luftheizungswerke Schwarzhaupt, Spiecker & Co. Nachf. Frankfurt a. M.

S. ROEDER'S Bremer Börsenfeder



seit nahezu 40 Jahren bekannt und weltberühmt als

beste Schreibfeder

Überall zu haben, man verlange ausdrücklich:

S. Roeder's Bremer Börsenfeder

weil viele minderwertige Nachahmungen unter ähnlicher Bezeichnung im Verkehr sind. Gesetzlich geschütztes Kennwort **„Jedem das Seine".**

Kirchen-Orgeln

in künstlerisch, technisch u. dauerhaft vollendeter Ausführung.

Durchschnittl. Jahresfabrikation von 25—30 Orgelwerken.

Kostenanschläge etc. jederzeit gern zu Diensten.

P. Furtwängler & Hammer
Hannover
Fabrik von Kirchen-Orgeln.

Wichtig für Brautleute
Preise 40% billiger wie in der Provinz. Franko Lieferung. Prachtkatalog mit über 800 Abbildungen gratis u. franko.
F. ZECH'S MÖBEL-FABRIK. BERLIN. O.
Kleine Andreasstr. 9.
Gegründet 1869. Beamten 6% Rabatt.

Wo treffen zwecks Gewinnung neuer Abonnenten nimmt jederzeit gern und dankbar entgegen
der Verlag des Protestantenblattes.

Die beste geistige Kapitalanlage

ist: „Naumann lesen" schreibt Dr. Fritz Auer in seiner Naumann-Biographie.

Naumann-Schriften.

Die Kunst im Zeitalter der Maschine	M.	0,25
Die Politik Kaiser Wilhelm II.	„	0,25
Die Wohnungsnot unserer Zeit	„	0,25
Kunst und Industrie	„	0,25
Die Stellung d. Gebild. i. pol. Leben	„	0,30
Die Politik der Gegenwart	„	0,60
Die Erziehung zur Persönlichkeit im Zeitalter des Großbetriebs. Geschenkausgabe	„	0,50
Der Geist im Hausgestühl	„	0,50
Briefe über Religion	„	1,50
Demokratie und Kaisertum	„	1,20
Neudeutsche Wirtschaftspolitik	„	4,—
„Asia". Eine Orientreise	„	4,—

In allen guten Buchhandlungen stets vorrätig. Eventuell durch den Buchverlag der „Hilfe", G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.

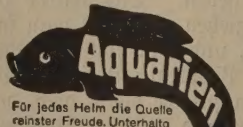
Verlangen Sie von uns den Naumannprospekt Nr. 20.

Familienanzeigen
kosten im **Protestantenblatt**
nur **15 Pfennig**
(statt 30 Pfennig) pro Zeile.

Hörügel Harmonium
Einzig schöner Ton!
Vertr. an jedem gross. Platze.
Gegr. 1893. Fabrik
Leipzig-Leutzsch
Katalog gratis.

B. Becker in Seesen i. H. liefert allein seit 1880 den anerk. unübertroff. **Holländ. Tabak. 10** Pfd.-Beutel franko 8 M.
Cigarren billigst.

J. F. Weule
BOCKENEM a/Harz.
Turmuhren und elektrische Uhren für Kirchen, Schulen, Güter und öffentliche Gebäude.



Für jedes Heim die Quelle reinster Freude. Unterhaltg u. Belehrung. Broschüre 40 ₰ man verl. Prosp. u. illustrierte Gratis-Liste

A. Glaschker, Leipzig d. 83.

Wegen Auflösung meines Haushaltes suche ich für meine **Hausdame** eine **neue Stellung.**

Haupt,
Berlin, Sebastianstraße 44.

Geschenkt

erhält jeder für geringe Mühewaltung

1 Harmonium.

(Für kleine Bemühung an einigen freien Abenden). Auskunft gratis durch

E. Roggenbauch, Stuttgart
Tübingerstraße 85.

Kirchen-Teppiche

gesetzlich geschützte Original-Erzeugnisse

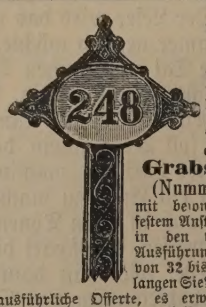
nach Entwürfen von

Professor Beck

liefert preiswert in reichster Auswahl und jedem beliebigen Format

Wilhelm Röper
Leipzig
Goethestrasse 1.

Farbige Abbildungen mit erläuterndem Text und Empfehlung seitens hoh. Kirchenbehörden gratis u. franko.



Mehr als 2000 große u. kleine Gemeinden verwenden seit vielen Jahren laufend unsere gesetzlich geschützten gußeisernen

Grabständer
(Nummerpfähle)

mit besonders wetterfestem Anstrich versehen, in den verschiedensten Ausführungen z. Preise von 32 bis 42 Pf. Verlangen Sie Musterstücke u. ausführliche Offerte, es erwachsen Ihnen daraus weder Kosten noch Verbindlichkeiten.

Hollersche Carlshütte
bei Rendsburg.

Magenleidenden

teile ich aus Dankbarkeit gern und **unentgeltlich** mit, was mir von jahrelangen, qualvollen **Magen- u. Verdauungsbeschwerden** geholfen hat. **A. Hoeck,** Lehrerin **Sachsenhausen** bei Frankfurt a. M.

Gebildete junge Mädchen

finden liebevolle Aufnahme in meiner Familie zw. Ausbildung im Kochen und Haushalt. Vorzüglicher Musik- und Malunterricht. — Pensionspreis 800 Mark p. a.

Frau Direktor Vollbering, Lübeck.

Referenzen: Herr Domprediger **Sonntag,** Bremen, Herr Pastor **Marth,** Lübeck, Herr **Dr. Christern,** Lübeck.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 12.

Berlin

Bremen.

18. März 1908.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Das Internationale Konzil der Unitarier in Boston. — Tagebuch: Merkwürdige Schriftstücke. — Noch ein Modernist. — Die Enzyklika des Papstes. — Hessen und die Jesuiten. — Von der Mission. — Der Katholizismus in romanischen Ländern. — Weiße und Schwarze in den Kolonien. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

The International Council of Unitarian and Other Liberal Religious Thinkers and Workers.

EXECUTIVE COMMITTEE, 1907-1910.

Rev. SAMUEL A. ELIOT, D. D., Boston, U. S. A., President

Rev. CHARLES W. WENDTE, 25 Beacon Street, Boston, Mass., U. S. A., General Secretary

(To whom communications may be addressed.)

Prof. GEORGE BOROS, D. D., Kolozsvár, Hungary
Rev. W. COPELAND BOWIE, London, England
Prof. J. ESTLIN CARPENTER, D. D., Oxford, England
Prof. B. D. EERDMANS, D. D., Leiden, Holland
Rev. MAX FISCHER, D. D., Berlin, Germauy
Rev. GEORGE A. GORDON, D. D., Boston, U. S. A
Rev. P. H. HUGENHOLTZ, Jr., Amsterdam, Holland
Prof. E. MONTET, D. D., Geneva, Switzerland
Prof. OTTO PFLEIDERER, D. D., Berlin, Germany
Prof. MARTIN RADE, D. D., Marburg, Germany
Prof JEAN RÉVILLE, D. D., Paris, France
Rev. J. ÉMILE ROBERTY, Paris, Franee
Rev. G. SCHOENHOLZER, Zürich, Switzerland
Miss M. B. WESTENHOLZ, Copenhagen, Denmark

25 BEACON STREET,
BOSTON, MASS., U. S. A., January 15th, 1908.

Das Internationale Konzil der Unitarier und anderer freier religiöser Denker und Arbeiter sendet durch sein Exekutiv-Komitee Grüße an seine Mitglieder und Freunde in der ganzen Welt und beglückwünscht sie zu dem bemerkenswerten Erfolge der letzten öffentlichen Tagung, des Vierten Internationalen Kongresses Religiös-Freigesinnter, am 22. bis 27. September v. J. in Boston, U. S. A.

Dieser Kongreß war ein würdiger Nachfolger der großen ihm voraufgegangenen Versammlungen in London, Amsterdam und Genf. Inbetreff der Zahl war er sogar noch bedeutsamer, denn 2391 Personen waren für ihn eingetragen mit ihrem Beitrag. 93 religiöse Gesellschaften oder Kirchen hatten offizielle Vertreter geschickt. 171 der letzteren waren von auswärts und repräsentierten etwa 15 fremde Nationen und 30 verschiedene religiöse Gemeinschaften. Die Teilnahme an den öffentlichen Hauptversammlungen belief sich auf 1500 bis 4000. Die größten zur Verfügung stehenden Säle vermochten die Kommenden nicht zu fassen, es mußten Neben-Versammlungen veranstaltet werden; nebenher liefen besondere Abteilungs-Sitzungen.

Noch befriedigender für die Unternehmer waren die ungestörte Harmonie und Freundschaftlichkeit, die während des Kongresses herrschten. Meinungsverschiedenheiten, die es natürlich gab, wurden niemals zum Partei-Extrem getrieben. Der Geist der Versammlungen war friedlich und auf Vereinigung gerichtet. Die Redner — viele von ihnen anerkannte Führer im modernen Denken und Lehren — betonten mehr die Punkte der Uebereinstimmung, als die Unterschiede; sie waren mehr darauf bedacht, die Religiosität ihrer freiheitlichen Gesinnung zu zeigen, als ihre Freiheit in der Religion. Sie legten den Nachdruck mehr auf die großen und wesentlichen Bejahungen des freien Glaubens, als auf seine zufälligen Verneinungen. Das Ergebnis war eine Verkündigung religiöser Ideale und einer Darlegung freisinniger Kraft, mit denen die Interessen der Freiheit und Gemeinschaft in der Religion in dieser Vereinigung wesentlich gefördert wurden, und die, wir sind des gewiß, einen dauernden Beitrag zur religiösen Erleuchtung, Liebe und Weiterentwickelung in der ganzen Welt geleistet haben.

Das Komitee ist überzeugt, daß so der Bostoner Kongreß ein bemerkenswerter Schritt vorwärts war in der Verwirklichung seiner Aufgabe, die Religiös-Freien auf der Erde zu verbinden zu gegenseitiger Sympathie, Ermutigung und Zusammenwirken. Folgende Resolution hat der Kongreß unter anderen gefaßt:

„Die Mitglieder des in Boston vom 22. zum 27. September versammelten Kongresses Religiös-Freigesinnter senden Grüße an alle die in allen Landen, „die bestrebt sind, reine Religion und vollkommene Freiheit zu verbinden", und eine Botschaft besonderer Sympathie und Ermutigung an solche, deren Arbeit an einsamer Stelle von Schwierigkeiten und Hemmnissen umgeben ist, daß sie feststehen mögen und durchführen die große Aufgabe der Gemeinschaft, zu der sie gehören."

Auf Grund der Einladung der Religiös-Liberalen Deutschlands, uns überbracht vom Deutschen Protestantenverein und den ihm verschwisterten Vereinigungen, wird der nächste Internationale Kongreß im Jahre 1910 in Berlin gehalten werden. Wir hoffen, daß unsere Mitglieder in allen Ländern dieses Datum fest im Auge behalten, und sich bereiten zur Teilnahme an diesem unseren ersten Kongreß auf deutschem Boden. Wir wollen während der längeren Zwischenzeit unser Interesse an dieser internationalen Bewegung für die Förderung der liberalen Sache daheim und draußen nicht verlieren! Durch treues Zeugnis und eifrige Arbeit auf unserem besonderen Arbeitsfelde wollen wir die großen Gedanken und Ziele pflegen und aufrecht erhalten, auf denen der Kongreß gegründet ist und deren Förderung Grund und Sinn seiner Existenz ist.

Auch das Komitee wird durch Korrespondenz und gelegentliche Veröffentlichungen, durch Entsendung von Vertretern, so oft es tunlich, zu örtlichen Versammlungen angeschlossener Vereinigungen, und durch andere Freundschaftsdienste sein Teil beitragen zur Mehrung des Interesses und zum Wachstum der Wirksamkeit des Internationalen Konzils.

Unter diesem Gesichtspunkte empfehlen wir unseren Mitgliedern und allen, die mit der weitherzigen und modernen Religionsanschauung sympathisieren, dringend den Band der Verhandlungen und Schriftstücke des letzten Kongresses, der unter dem Titel „Freiheit und Gemeinschaft in der Religion" (Freedom and Fellowship in Religion) eben erschienen ist. Das Werk, das mit Sorgfalt von dem Sekretär des Konzils herausgegeben ist, umfaßt ungefähr 700 Druckseiten und ist illustriert mit 60 Porträts hervorragender Redner, einem Gruppenbilde der auswärtigen Abgeordneten usw. Es enthält vollständig in englischer Sprache alle Vorträge,

die in den Haupt- und Abteilungsversammlungen des letzten Kongresses von bedeutenden Gelehrten und Theologen gehalten worden sind und die eine zusammenfassende Uebersicht liberaler Religion und des Standes der liberalen Kirchen in den leitenden Staaten der Erde darstellen. Ebenso Berichte über gesellschaftliche Veranstaltungen, über die Ausflüge nach Concord, Plymouth, Fairhaven und anderen für uns geweihten Orten, zusammen mit phonographischer Wiedergabe der gehaltenen Ansprachen. Ein Anhang enthält etliche 50 Zuschriften von hervorragenden religiösen Freidenkern anderer Länder, die ihre Sympathie mit dem Kongresse aussprachen. Die Verzeichnisse der Ehren-Vizepräsidenten, der auswärtigen Abgeordneten, der Versammlungsprogramme und anderer Memoranden werden allen denen von Wert sein, die für die Sache der freien Religion daheim und in der Ferne sich interessieren. Der Preis des Buches, in Leinwandband, beträgt einen Dollar (weniger als die Hälfte der Herstellungskosten). Bestellungen sind mit Postauftrag von dieser Höhe unter Zuschlag von 20 C. für Porto an Rev. Charles W. Wendte, Sekretär, 25 Beacon Street, Boston, Mass., zu richten.

Mit brüderlichem Gruß an die in allen Landen, die wirken für die Vereinigung reiner Religion mit vollkommener Freiheit, verbleiben wir in der Freiheit und Gemeinschaft des Geistes

Samuel A. Eliot, Präsident
Charles W. Wendte, Sekretär für das Komitee.

Sobald der oben angezeigte Band Kongreßverhandlungen in meinen Händen sein wird, erhalten die Leser des Protestantenblattes Mitteilungen aus den wichtigsten Stücken zur Ergänzung meiner Berichte über den Kongreß vom Herbst v. J. M. Fischer.

Die hier angekündigte Protestantenblattleser-Versammlung in Berlin kann vor Ostern nicht stattfinden.

Tagebuch.

Merkwürdige Schriftstücke. Den Berliner Pfarren ging ein Schriftstück zu vom „Verein zur Förderung deutsch-evangelischer Volksschauspiele“ mit folgendem Wortlaut:

(1) Ew. Hochehrwürden!

Unter Bezugnahme auf die liebenswürdige Genehmigung des Herrn Generalsuperintendenten Faber bitten wir Ew. Hochehrwürden um Abkündigung unserer Aufführung „Die Christen“ bei Ihrem nächsten Gottesdienst.

Die Parochial- und Jünglings- resp. Jungfrauenvereine erhalten im Vorverkauf an der Geschäftsstelle 25% Preisermäßigung.

Wir bitten um gütige Mitteilung an die betr. Vereine.

Mit bestem Dank im Voraus zeichne

hochachtungsvoll ergebenst
G. Brühl.

Ihm folgte nach wenigen Tagen ein zweites mit Anlage.

(2) Ew. Hochwürden

bitten wir ergebenst, in Ihrem nächsten Gottesdienste bei den Kanzel-Abkündigungen auch unserer evangelischen Volksschauspiele empfehlend gedenken zu wollen und die evangelische Gemeinde zu deren Besuche einzuladen.

Mit verbindlichstem Danke

Der Vorstand des
Vereins zur Förderung deutsch-evangelischer Volksschauspiele
Generalsuperintendent D. Faber — Brühl
Ehrenvorsitzender. — Schulvorsteher, Vorsitzender.

(3) Die Gemeinde wird darauf hingewiesen, daß der „Verein zur Förderung deutsch-evangelischer Volksschauspiele“ gegenwärtig im Krollschen Theater das Schauspiel „Die Christen“, von W. Nithack-Stahn aufführt, das die Kämpfe und Leiden der ersten Christenheit unter dem Drucke der römischen Weltmacht darstellt.

Der Ertrag der Spiele fließt den Bodelschwinghschen Arbeiterkolonien bei Berlin zu.

In dieser Woche finden Aufführungen von Dienstag bis Freitag einschließlich, allabendlich um 1/8 Uhr, statt.

Alles Nähere besagen die Tageszeitungen und öffentlichen Anschläge.

Die Gemeinde wolle dieses Werk volkstümlich-religiöser Kunst und der Nächstenliebe zugleich unterstützen.

(4) Diesem zweiten folgte auf dem Fuß eine Verfügung des Brandenburgischen Konsistoriums, die dem Unternehmen der Volksschauspiele allen Erfolg wünschte, die Kanzelabkündigung aber nicht für angängig erklärte und bestimmt: sie ist also zu unterlassen.

Jetzt bringen die Zeitungen folgende Erklärung:

(5) Die Presse berichtet — und zwar nach dem vorliegenden Schriftstück mit Recht —, daß betreffs der kirchlichen Abkündigung des Schauspiels „Die Christen“, von W Nithack-Stahn, ein Kompetenzkonflikt zwischen dem Präsidenten des Kgl. Konsistoriums und dem Generalsuperintendenten von Berlin stattgefunden habe. Wir beeilen uns, festzustellen, daß der Name des Herrn Generalsuperintendenten nur infolge eines Mißverständnisses in den Anschreiben an die Berliner Geistlichen zitiert worden ist, daß der Herr Generalsuperintendent vielmehr nach Anfrage erklärt hat, eine Genehmigung einer derartigen Abkündigung könne er in seiner Stellung überhaupt nicht erteilen.

Der Vorstand des Vereins zur Förderung deutsch-evangelischer Volksschauspiele.
G. Brühl, 1. Vorsitzender.

Man vergleiche 5 und 1 und man wird unsere Ueberschrift verstehen: Merkwürdige Schriftstücke. Zu merken würdig aber ist der Eingriff des Königlichen Konsistoriums in die Freiheit des Verkehrs des Geistlichen mit seiner Gemeinde. Wenn der Pfarrer die Gemeinde in der Kirche nach der Predigt vor sich hat, ist es sein Recht und seine Pflicht, sie mit wichtigen Vorkommnissen des Gemeindelebens, aber auch mit bedeutungsvollen Vorgängen im kirchlichen Leben überhaupt bekannt zu machen. Die Pfarrer kündigen Jahresfeste, Erntefeste des Johannesstiftes, Familienabende mit dramatischen Aufführungen, Vorträge und Versammlungen ab, warum nicht ein solches evangelisch-nationales Werk, wie die Aufführung der „Christen“, deren Ertrag einer bedeutsamen Wohlfahrtseinrichtung zugute kommt? Es kann da zuviel geschehen, und die Behörde kann vor dem Zuviel warnen, die Gefahr ist gering, denn die Abneigung gegen Abkündigungen ist größer, als die Freude an ihnen, es kann der einzelne Geistliche sich vergreifen, man kann dann mit ihm verhandeln, aber eine generelle Verfügung, die den Geistlichen in seinem Verkehr mit seiner Gemeinde, in seiner seelsorgerlichen Ratterteilung hindern will, liegt weder im Interesse des kirchlichen Lebens, noch u. E. in der Kompetenz des Konsistoriums. Unsere kirchliche Gesetzgebung ist durchaus lückenhaft und das Bestreben der Behörden, diese Lücken einfach durch Ukasse auszufüllen ebenso begreiflich, wie schädlich, weil damit die fortgehende Arbeit der Ausbildung der Verfassung gehindert wird, und andersartige Vorschläge als revolutionär erscheinen. Die Gemeinde aber hat die protestantische Pflicht, für die Ausfüllung dieser Lücken mit Gemeinderechten zu sorgen. Darum hat die „Voss. Z.“ recht mit ihrer Mahnung in Nr. 122.

Man darf erwarten, daß die Berliner Gemeinden das wohlberechnete Vorgehen der Kirchenbehörde nicht in allzu oft geübter Passivität hinnehmen. Mag die Sache selbst eine Quisquilie sein. Es heißt hier: principiis obsta! Die Rechte der Gemeinden sind so kläglich, daß jeder Fetzen davon mit eiserner Hand festgehalten werden muß.

*

Noch ein Modernist und noch dazu ein Monsignore Hausprälat und päpstlicher Kämmerer — ist Herr Scheicher in Wien, der zwei Bände Erlebnisse und Erinnerungen herausgegeben hat, in denen sich folgende Stellen finden:

Die Schäden des kirchlichen Lebens der Hierarchie, so heißt es dort, sind Byzantinismus von unten und Tyrannei von oben. Grenzenlose Autoritätsanmaßung der Begnadeten, der gänzliche Rechtlosigkeit und Unterdrückung der Untergebenen entspricht. Der höchste Prunk für die Hochgestellten, die im Lichte wandeln, das furchtbare Elend des Desizientenheims für die lichtlosen Existenzen, die in einer abgelegenen Pfarre verkümmern. Der Herrgott bekommt die kühle, der Infulatus, der Bischof, der Exposituren, Ratskragen und Synodalen verleiht, die tiefe, ehrfürchtige Verbeugung. Der Bischof ist der lebendige „Fetisch“, vor dem der Klerus im Staube liegt. Sein „Sputum muß man für die höchste und herrlichste Gnadengabe erklären“. Denn er kann Benefizien geben und entziehen. Für ihn sind die kostbaren Schuhe, die herrlichen Seidenschleppen, der Ring, den man vor dem Empfang der Gnade küssen muß; und mit der Pracht des Auftretens kommt der „Cäsarenwahn, die Lust, vom hohen Olymp herabzusprechen“; zu denen zu sprechen, die nicht mehr lehren, sondern nur lernen, die nicht zu sprechen, sondern zu hören haben, die kein Recht besitzen dürfen, sondern nichts und wieder nichts als Pflicht . . .

„Freiheit der Meinung, der Forschung! Wer aber nicht mit jeder Zeile eines Schriftsatzes sich der Punzierung irgend eines Bischofs unterworfen hat, wer, wenn er selbst hundertmal Professor und Doktor

der Theologie ist, also doch sicher sagen kann, daß er vom Christentum auch etwas versteht, eine eigene Meinung äußert, der wird verketzert! . . . Wie das enden wird! . . . Christliche Freiheit hat der Stifter unserer Religion proklamiert. Heute gilt Zensur und wieder nur Zensur!" Scheicher verteidigt Döllinger und bedauert, daß man Ehrhard aus Wien „fortgeekelt habe", und sagt schließlich: In der Kirche, da haben wir noch „goldene Freiheit, da können wir kritisieren und hypothesieren (sic!), daß es eine Lust ist. Natürlich gibt es Ausnahmen. Die Ketzerrichter und Ketzerriecher von Beruf und Neigung verzünden eventuell bei der Inderkongregation so lange und so intensiv, bis eine relatio alicujus operis inter libros prohibitos folgt (Einreihung unter die verbotenen Bücher)."

Auch sonst gibt's Modernismus in Fülle, Stoff für eine ganze Enzyklika. Scheicher sagt: Die Schöpfungsgeschichte, die erscheine dem jungen Studenten der Theologie ganz unglaublich. So faßte er sie, ebenso wie die Teufels- und Engelserscheinungen und wie die Wunder des heiligen Franziskus, als Märchen auf, wie etwa Dornröschen oder Aschenbrödel. „Es ist keine Kleinigkeit, sich für einen Stand vorzubereiten, dessen supponierte Grundlage dem Verstande haltlos erscheint . . ." Ferner: Vom Dispensrecht beim Zölibat soll reicherer Gebrauch gemacht werden. Kindern die Mysterien der Transsubstantiation, der Allgegenwart philosophisch erklären zu wollen, ist verfehlt. Schell, der die Wirklichkeit der Höllenstrafe bezweifelt, hat ganz recht. Scheicher kann sich Gott nicht als Sultan, als orientalischen Fürsten denken, der jede Beleidigung blutig rächt. „Der Menschengeist und der Menschenwille protestiert immer gegen die Verleugnung dessen, was den vernünftigen Menschen, den Geist ausmacht, nämlich Verstand und freier Wille."

*

Die Enzyklika des Papstes ist von dem Pater J. B. Lencius popularisiert und in Fragen und Antworten zerlegt worden. Sie ist in englischer, französischer, italienischer und spanischer Sprache verbreitet und nun auch ins Deutsche übersetzt worden und in der Manzschen Verlagsbuchhandlung in Regensburg zum Preise von 1 M. erschienen. — Ein Hirtenbrief des katholischen englischen Erzbischofs Dr. Boume erklärt die dankbare Zustimmung zur Enzyklika.

*

Hessen und die Jesuiten. Für Volksmissionen in Mainz, die alljährlich in der katholischen Kirche durch Predigten und Reden in den Kirchen veranstaltet werden, um die Gemeinden im katholischen Glauben anzufeuern und zu bestärken, waren auch Jesuiten als Redner für den Dom in Aussicht genommen. Das hessische Staatsministerium erhob energischen Einspruch, der den Bischof Kirstein veranlaßte, von der Verwendung von Jesuiten Abstand zu nehmen.

*

Von der Mission. Die deutschen evangelischen Missionsgesellschaften, 23 an der Zahl, hatten nach der neuesten von Pastor Richter-Werleshausen zusammengestellten Statistik am Ende des Jahres 1906: 629 Hauptstationen, 930 ordinierte und 212 sonstige Missionare, 18 Missionsärzte und 177 Missionsschwestern, sowie 10.483 eingeborene Gehilfen, unter diesen 201 ordinierte. Die Zahl der getauften Christen betrug 505.657, die der Taufbewerber 54.528, die der Schulen 2920 und die der Schüler 143.067. Getauft sind im vorletzten Jahre 20.512 Heiden. Die Einnahmen betrugen in der Heimat 6.992.633 M., draußen auf den Missionsfeldern 1.195.800 M., die Ausgaben dagegen 8.733.312 M. und die Fehlbeträge der verschiedenen Missionsgesellschaften zusammen 5.752.444 M. Den 18 deutschen Missionsärzten stehen 700 der englischen und amerikanischen Missionen gegenüber. Unsern Freunden ist das Bestreben, die Krankenpflege mit der Mission zu verbinden, vertraut durch die Gründung des Faber-Hospitals in Kiautschau und des Hospitals in Kaumi, die beide vom Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereiu eingerichtet wurden.

Mit einem neuen Aufruf wendet sich das deutsche Institut für ärztliche Mission in Tübingen an das Volk, um das Interesse für diesen Arbeitszweig zu wecken und die noch fehlenden 138.000 für den Bau eines Institutsgebäudes in Tübingen zu erbitten. Dr. med. Max Fiebig aus Jena, der 22 Jahre als Regierungsarzt in Niederländisch-Indien gearbeitet hat, ist als Leiter für das Unternehmen gewonnen.

Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein will sein Jahresfest im Oktober in Breslau feiern. Er hat vor einigen Wochen einen neuen Missionar für Japan gewählt, den Pfarrer Schröder aus Queulen bei Metz, der zunächst zur Vorbereitung für sein Amt am 1. April sich nach England begibt.

*

Der Katholizismus in romanischen Ländern wird in Nr. 16 des „Korrespondenzbl. für den katholischen Klerus" folgendermaßen geschildert: „Die einzigen schlechten Bezahler und zugleich schlechten Christen sind die Katholiken italienischer und spanischer Abstammung. Die Kubaner in Florida (von denen in Kuba selbst gar nicht zu reden) werden nicht mehr als Katholiken gerechnet, obschon sie alle katholisch getauft sind. Wenig besser sind die Mexikaner im Südwesten. Die Italiener, die hier in den Städten und Minengegenden stark vertreten sind, gelten durchweg als schlechte Katholiken. Nur mit der äußersten Anstrengung kann man sie in die Kirche locken, selbst wo sie hinreichend Priester ihrer eigenen Nationalität haben. Die Abstinenz an Freitagen scheint ihnen durchweg unbekannt zu sein. Unter den Süditalienern und Piemontesen wird wohl kaum ein Prozent

seine österliche Pflicht erfüllen, unter den Lombarden, Venetianern und andern ist der Prozentsatz etwas höher: das gilt selbstredend von den Männern. Die Frauen präsentieren sich häufiger. Die religiöse Unwissenheit ist eben, besonders unter Sizilianern, Neapolitanern, Calabresen und anderen Süditalienern erstaunlich. 30—50 deutsche Familien (in einzelnen Fällen sogar 12—20 Familien) unterhalten Kirche, Priester und Schule. Unter den Italienern können 500 um guten Lohn arbeitende Männer noch keinen Priester ernähren, weil sie eben kein Interesse für ihre Religion haben. In Italien selbst mag es, wenigstens auf dem Lande, besser stehen; tief sitzt dort die Religion auch nicht, sonst würde man sie nicht hier in Amerika so schnell abstreifen. Man merke wohl, Schreiber dieses hat jahrelang eine italienische Kolonie neben seiner deutschen Gemeinde pastoriert und hatte Jurisdiktion über sämtliche Italiener einer Großstadt." — Nun, die Römischen müssen es ja wissen; wenn wir das sagen, ist's nicht wahr. Mit Recht bemerkt das „Wiesbadener Gemeindeblatt": Das sind traurige Bilder. Wenn im deutschen Katholizismus die Zustände besser sind als die oben gezeichneten, so liegt das lediglich an dem wohltätigen Einfluß, den auf ihn der Protestantismus übt — eine Tatsache, die von vorurteilslosen Katholiken gern und willig anerkannt wird.

*

Weiße und Schwarze in den Kolonien. Die „Hilfe" Nr. 9 berichtet aus den Verhandlungen der Budgetkommission über eine Rede Dernburgs. Der Staatssekretär des Kolonialamts hat am 18. Februar in der Haushaltkommission des Reichstags eine Rede gehalten, die einen sehr großen Eindruck gemacht hat und vermutlich bei der Beratung der Kolonialfragen noch sehr viel besprochen werden wird. Er stellt sich auf den Standpunkt, daß der Eingeborene das wichtigste Gut ist, welches wir in unsern afrikanischen Kolonien besitzen, und daß infolgedessen unsre ganze Politik darauf gerichtet sein muß, den Eingeborenen zu schützen und seine Arbeitskraft dadurch anzuregen, daß man ihm selbst höhere Gewinne in Aussicht stellt. Dernburg tritt damit in bewußten Gegensatz zu der Praxis derjenigen Plantagenbesitzer, die in Ostafrika den Neger nur als Ausbeutungsobjekt betrachten. Was er über die Kontrakte berichtet, die zwischen Plantagenbesitzern und Negern gemacht werden, ist eine volle — und wie uns scheint — wohlbegründete Anklage gegen ein System, welches zwar den Namen der Sklaverei vermeidet, sachlich aber nicht sehr viel besser und anders ist, als es die Sklaverei in portugiesischen Gebieten oder im Kongostaat gewesen ist. Für die Gesundheit der Neger geschieht garnichts. Es gibt wenig alte Neger, und die Sterblichkeit ist bei ihnen größer als bei den Weißen. Dazu kommt die völlig unbefriedigende Rechtslage der Neger, wenn sie in einen Rechtsstreit mit einem Weißen eintreten. Dernburg sagt:

> „Dagegen ist bei einem Streit zwischen einem Schwarzen und einem Weißen die Lage des Schwarzen ungünstig. Hat ein Weißer gegen einen Schwarzen etwas vorzubringen, so schreibt er einen Zettel, und die Sache wird durch einen Schauri abgemacht. Hat ein Schwarzer eine Klage gegen einen Weißen, so muß er hingehen zum Gericht, muß Vorschuß zahlen, er wird mit den in der Heimat üblichen Formalitäten belastet, er bekommt schließlich ein Urteil oder einen vollstreckbaren Titel in die Hand, mit dem er nichts anzufangen weiß, mit laufenden Terminen und Fristen. . . . . Sie dürfen nicht vergessen, in dem ganzen Schutzgebiet — es ist zweimal so groß wie Deutschland — gibt es drei Gerichte, wo der Schwarze gegen den Weißen etwas vorbringen kann. Wenn ein Schwarzer eine Klage gegen einen Weißen in Tabora hat, so muß er sich in 17 Tagereisen nach Muansa begeben, und wenn einer in Mrogoro oder in Mombo oder in dem Hinterlande, das zu dem Dar es Salamer oder Tangagebiet gehört, dieses tun will, muß er mit der Eisenbahn einen Tag lang fahren."

Seine Vorschläge gehen dahin, daß die Beschwerden der Schwarzen, wenn der Regierungskommissar sie für begründet erachtet, ohne Kostenvorschuß aufgenommen werden müssen, und daß das Züchtigungsrecht der Karawanenführer und der Plantagenleiter gesetzlich eingeschränkt werden müsse. Vor allem aber werde es notwendig sein, daß die weißen Gerichte in ihren Rechtsurteilen gegen Weiße ebenso unnachsichtlich vorgehen, wenn sie sich Grausamkeiten haben zuschulden kommen lassen, wie es gerechtfertigt ist, daß gegen Schwarze in ähnlichen Fällen vorgegangen wird. Er schließt: „Ich mache den weißen Gerichten keine Vorwürfe, aber die Empfindung, was recht und was unrecht ist, ist bei den Schwarzen vielleicht die einzig ausgebildete moralische Empfindung."

Vereine und Versammlungen.

Dresden. 22. und 23. April im Gemeindesaal der Johanniskirche, Pestalozzistraße 7. Theologischer Lehrkursus der Sächsischen Kirchlichen Konferenz für Mitglieder (1 M.) und Nichtmitglieder (2 M.)

Professor D. Weiß-Marburg: Jesus und der jüdische Messiasgedanke. Professor D. Thieme-Leipzig: Die neuesten Christologien in ihrem Verhältnis zum Selbstbewußtsein Jesu.

Für die Vorträge und die Aussprache darüber ist die Zeit von Mittwoch, 22. April, vormittags 11½ Uhr, bis Donnerstag, 23. April, nachmittags 5 Uhr, in Aussicht genommen.

Meldungen an Kirchenrat D. Meyer-Zwickau.

Berlin. „Die Christen". Spieltage: 18., 19., 20., 23., 24., 25., 26., 27., 30. März.

An der **St. Pauli-Kirche in Berlin**

ist eine **Pfarrstelle vakant** und durch Gemeindewahl baldigst zu besetzen. Gehalt je nach den Dienstjahren 2500—7000 M., dazu 1500 M. Mietsentschädigung. Bewerbungen sind bis 10. April bei dem Königlichen Konsistorium der Provinz Brandenburg, Abteilung Berlin N. 20, einzureichen. Auskunft durch den Unterzeichneten.

Berlin, den 13. März 1908.

Der Gemeinde-Kirchenrat von St. Pauli.
Lic. **Neveling,** Pfarrer.

Die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb

Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstrasse 15

besorgt auf Bestellung **Bücher und Schriften jeglicher Art** und zwar **auf schnellstem Wege** direkt durch den Verleger.

Sie wendet sich an alle diejenigen Leser des Protestantenblattes, welche

1. auf dem **Lande** oder in **kleinen** und **mittleren** Städten wohnen und keinen **leistungsfähigen** Buchhändler zur Hand haben,
2. noch in keinem **festen** Verhältnis zu irgend einem Buchhändler stehen und
3. die Sache des freien deutschen Protestantismus nach Kräften fördern helfen wollen.

Sämtliche Bücher und Schriften werden den Bestellern **ohne jeglichen Aufschlag** und **ohne Portoberechnung** geliefert.

Schöneberg-Berlin Hohenfriedbergstr. 15.

Zentralstelle des Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.

Kindergesangbuch.

Dritte völlig umgearbeitete Auflage.

Im Auftrage herausgegeben von

Alfred Fischer, Pfarrer in Berlin.

Enthaltend **126 Choräle.**

Kl. 8°, kartoniert **40** Pf. Von **50** Exemplaren an **30** Pf.

Ein gutes Kindergesangbuch in schlichter Ausstattung, das die besten Choräle unserer Gemeindegesangbücher und bekannte schlichte Kinderlieder enthält. Es will sich unterscheiden von ähnlichen Heften, die nach englischem Wesen allerlei Hymnen hineinmischen in unsern Kindergottesdienst. 126 Lieder, bei denen sinngemäß eine Auswahl der Verse als für Kinder geschehen ist.

Zu beziehen durch die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb
Schöneberg-Berlin.

Das Protestantenblatt

kann von jeder beliebigen Nummer an beim Verlage bestellt und durch diesen bezogen werden.

„Kirchlich-Liberal"

Halbmonatsschrift

für die Berliner kirchlich-liberale Bewegung.

Preis 1,50 M. jährlich, postfrei.

Herausgeber: **K. Schrader,** M. d. R., Berlin W. 35, Steglitzerstrasse 68.

Expedition: ebendaselbst.

Soeben erschien:

Was fordert die moderne Gemeinde von ihrem Pfarrer?

Vortrag

von **H. Geffcken,** Dr. jur. et phil.
Professor des öffentlichen Rechts an der Handels-Hochschule Köln.

8°. 36 Seiten. **50** Pf.

10	**Exempl.**	**à 45 Pf.**
25	„	**à 40** „
50	„	**à 35** „
100	„	**à 30** „
500	„	**à 20** „

Zu beziehen durch die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Schöneberg-Berlin.

Verlag von Moritz Diesterweg in Frankfurt a. Main.

Soeben erschien:

Die religiösen Ideale der modernen Theologie.

1. **Unser Ideal persönlicher Frömmigkeit,** von Oberlehrer **H. Schuster.**
2. **Unser Verständnis der Bibel,** von Senior Prof. D. **W. Bornemann.**
3. **Unsere Beurteilung des Dogmas,** von Pfarrer **W. Veit.**
4. **Unser Ideal religiöser Gemeinschaft,** von Pfarrer D. **E. Foerster.**

Preis geheftet 1,60.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Kirchlich-liberale Versammlungen u. Vorträge

bitten wir, **ständig** und **rechtzeitig** im

„Protestantenblatt"

anzuzeigen. Wir berechnen für derartige Anzeigen **nur 15 Pfennig pro Zeile.**

VERLAG DES PROTESTANTENBLATTES
Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstrasse 15.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. — Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.